

## Psychologie • Wissenschaft



Nur noch raus aus der Ukraine – ein Großteil der Geflüchteten sind Kinder

## Die Bilder sind wieder da

Viele ältere Deutsche erinnern der Krieg in der Ukraine an eigene traumatische Erfahrungen. Aber das Entsetzen über das Leid der Menschen hilft auch, neue Gespräche in Gang zu bringen VON MATTHIAS LOHRE

Wenn Heinz Wilms die Bilder fliehender ukrainischer Frauen und Kinder an den Grenzübergängen sieht, ist sie wieder da: die Erinnerung an das Gedränge auf dem Bahnsteig. An weinende Menschen, die rufen: »Wann kommen wir wieder zurück?«

Wilms war vier Jahre alt, als im Oktober 1944 seine Mutter mit ihm und seiner Schwester vor dem Vormarsch der US-Armee floh. »Plötzlich hieß es: Wir müssen evakuieren! Ich wusste nicht, was das heißt.« Im völlig überfüllten Zug ging es vom Städtchen Wegberg nahe der niederländischen Grenze ins Sauerland. Dort harrten die drei aus, geplagt von ständiger Sorge um den Vater, einen in Frankreich stationierten Wehrmachtssoldaten. In der Ferne hörten sie Explosionen und Schüsse.

Es ist, als sei er wieder ein kleines Kind, wenn er an all das denkt, sagt Wilms. »Deshalb gehen mir diese Fernsehbilder so nahe. Ich habe das Gleiche erlebt.« Wilms wurde 1940 geboren, arbeitete als Lehrer, war zuletzt Rektor einer Hauptschule. Mit seiner Frau lebt er im eigenen Haus, er ist gesund, er liest viel und trifft regelmäßig seine Tochter Ruth, die am Gymnasium Gieseler unterrichtet. Sie sitzt mit dem Vater am Esstisch, während er sagt, wie sehr ihn die Bilder aus der Ukraine quälen, die er in diesen Tagen sieht. »Ich habe sofort Geld gespendet, ich bete für die Leute, so viel ich kann. Und doch überwiegt das Gefühl, völlig hilflos zu sein.«

So ergiebt es in diesen Wochen vielen alten Menschen in Deutschland. »Durch die Berichte von fliehenden Müttern und Kindern, rasenden Panzern oder Familien, die Schutz vor Luftangriffen suchen, bricht das Verdrängte, das als scheinbar Bewältigtes auf«, sagt der Traumatherapeut Udo Baer. Männer und Frauen fühlen sich ausgeliefert wie damals als Kinder. »Dann ist ihnen, als geschähe ihnen das alles jetzt. Sie sind sozusagen wieder auf der Flucht, werden wieder bombardiert oder beschossen.« Die Kriegskinder sind alt geworden, ihre Traumata aber sind noch immer da. Für viele Betroffene seien die Bilder aus der Kriegshölle schillernd zu viel, erklärt Baer. Er selbst, Jahrgang 1949, schaue vor dem Einschlafen nicht mehr das *heute-journal*, um den Schrecken nicht mit in die Nacht zu nehmen.

Für Kriegskinder wie Heinz Wilms jedoch kann die Konfrontation mit verdrängtem Seelenleid auch heilsam, eine Chance zur Aufarbeitung sein. »Bilder wie die aus der Ukraine bieten auch immer eine Gelegenheit, über die eigenen Erfahrungen zu reden«, sagt Heide Glaesmer. Die Psychologieprofessorin von der Universität Leipzig erforscht, wie sich Gewalt- und Fluchterfahrungen dauerhaft auf die Psyche der Betroffenen auswirken. Sie beobachtet eine ermutigen-

de Entwicklung: Zu Kriegskindern und -enkelkneben gebe es heute eine Flut an Romanen, Sachbüchern, Spielfilmen und Dokumentationen. »Auch die Forschung widmet sich dem Thema, wenn auch sehr spät.«

Als »Kriegskinder« bezeichnen Forscher die etwa zwischen 1929 und 1947 Geborenen. Sie waren zu jung für den direkten Fronteinsatz im Zweiten Weltkrieg, aber alt genug, für die Erfahrung von Verbreibung, Trennung und Todesangst. Der Direktor der Klinik für Psychoomatik und Psychotherapie an der Universität Münster, Geron Heuft, sagt, dass »etwa ein Drittel der Kriegskinder in Deutschland schwere Belastungen erlebt hat«. Hartmut Radebold, der mittlerweile verstorbene Pionier der Kriegskinderforschung, vermutete, dass ein weiteres Drittel »vorübergehende belastende bis beschädigende Erfahrungen gemacht habe«.

Dabei handelt es sich bei den betroffenen Geburtsjahrgängen genau genommen um mehrere Generationen. Wer als Flakhelder fliehende, erlebte den Krieg ganz anders als ein Kleinkind, das Hunger, Lärm und Kälte ausgesetzt war. Und mit den Klümpchen endete nicht das Leid. Noch 1950 wohnten allein in Westdeutschland neun Millionen Kinder unter unzulänglichsten, oft menschenunwürdigen Umständen. Ein Jahr nach Gründung der Bundesrepublik waren die Hälfte aller Insassen von Flüchtlings- und Aufnahmehäusern Kinder und Heranwachsende.

Damals verinnerlichte viele Halbwüchsige die Forderungen der Erwachsenen, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Heinz Wilms hörte als Kind Sätze wie: »Ach, lass, es ist doch vorbei.« Verdrängte Gefühle von Trauer, Scham und Schuld sorgen vielfach für ein bleiernes Schweigen zwischen Eltern und Jungen.

Millionen traumatisierter Frauen und Männer sehnten sich »nach einer heilen, sicheren Welt«, lässt sich bei Radebold nachlesen. Die Kriegskinder schufen im Beruf und daheim und nahmen, wie aus den Notzeiten gewohnt, »anregende Rücksicht auf den eigenen Körper«. Bei vielen sei ein weiteres Phänomen hinzugekommen: die »Abspaltung von Gefühlen«, die »Vermeidung bestimmter Affekte, insbesondere von Kummer, Verzweiflung und Trauer über die erlebten Verluste«. In vielen Familien herrschte eine Atmosphäre permanenter Anspannung.

Die Kinder der Kriegskinder, geboren etwa zwischen 1955 und 1977, wuchsen zwar im wachsenden materiellen Wohlstand auf. Doch fanden sie bei ihren Eltern oft keinen Halt, denn diese hatten ja selbst als Kinder zu wenig Schutz und Trost erfahren. Stattdessen hörten sie von ihren

Eltern häufig Sätze wie »Du weißt gar nicht, wie gut du es hast« und »Sei nicht so undankbar.«

Wie stark traumatische Erfahrungen auch die Kinder der Betroffenen belasten können, untersuchte der Psychiater Philipp Kewert an der Universität Greifswald und kam zu der Erkenntnis, Kriegsenkel hätten kein höheres Risiko für psychische Erkrankungen, aber sie erholten sich schlechter von Schicksalsschlägen. »Weitergegeben an die Kriegsenkel-Generation wird eine erhöhte Verletzlichkeit.« Als Erwachsene würden viele von ihnen von Schuldgefühlen gegenüber ihren Eltern geplagt, beobachtet Sabine Bode. Die Autorin befragte für ihr 2007 veröffentlichtes Buch *Kriegsenkel* Dutzende Männer und Frauen. Von vielen hörte sie, dass sie »irgendwas treibe, ihre ganze Kraft den Eltern geben zu müssen, im Sinne von: Ich muss alles tun, damit es meinen Eltern gut geht. Ich darf nichts tun, was ihnen Sorgen bereitet.«

Beim Treffen mit seiner Tochter erzählt Heinz Wilms, wie gut ihm damals der Brennesselsalat schmeckte, den seine Mutter ihm und seiner Schwester so häufig vorgesetzt habe. Etwas anderes habe es an vielen Tagen nicht gegeben. »Aber wir haben nichts vermisst damals.« – »Ach, komm«, sagt seine Tochter. »Oma hat mir gesagt, welche Sorgen sie sich gemacht hat, wie sie euch beide durchbringen soll. Und auf den Fotos von damals siehst du auch nicht gerade wohlgenährt aus.« Aus der Forschung weiß man, dass sich die Kriegskinder selbst im hohen Alter noch dazu verpflichtet fühlen, das einst Erlebte nicht zu betrauern, nicht undankbar zu werden.

»Die Kinder der Kriegskinder wiederum«, erklärt die Traumaforscherin Heide Glaesmer, »haben häufig noch den Gedanken verinnerlicht, wer sich mit dem Leid von Deutschen auseinandersetzt, der relativiert die Verbrechen, die Deutsche begangen haben.« Schuld- und Schamgefühle stehen in vielen Fällen bis heute einer Aufarbeitung im Wege. In den meisten Fällen brächen Familien daher erst nach dem Aussterben der Kriegsgeneration das Schweigen.

Ruth Wilms befragte schon früh ihre Großmutter, die im Alter offener über die Vergangenheit zu sprechen begann. Und konfrontiert nun den Vater damit. Es gibt viele Arten, um das Schweigen zwischen den Generationen zu brechen.

Die Enkelkinder und Enkel der Kriegskinder sind mit dem Wissen um die deutschen Verbrechen aufgewachsen. »Sie können sich unbefangen mit den Kriegskindern auseinandersetzen, ohne Verbrechen im deutschen Namen zu verhaseln.« Glaesmer hat den Eindruck, »dass viele jüngere Deutsche heute besser verstehen, dass

beispielsweise Soldaten beides sein können: Täter und Opfer.«

Daher birgt die Erschütterung über die Kriegsbilder aus der Ukraine auch die Chance, dass Familien gerade jetzt ins Gespräch kommen. »Für viele Kriegskinder ist es vielleicht die letzte Möglichkeit, über ihr Leid zu reden«, sagt der Traumatherapeut Udo Baer. Dabei sei es wichtig, zu akzeptieren, dass die Auseinandersetzung erst einmal Angst mache. »Gleichzeitig hilft es, sich gerade jetzt vor Augen zu führen: Wir sind der Angst nicht so ausgeliefert, wie wir es damals als Kinder waren.«

Das Miteinanderreden kann nicht nur Wunden heilen, es wirkt über die Familien hinaus. Was Alte über Leid und Not zu sagen haben, beeinflusst nachweislich den Blick der Jüngeren auf die Welt. Heide Glaesmer berichtet von einer Studie über die psychischen Langzeitfolgen der Hamburger Luftangriffe im Sommer 1943. »Die Untersuchung hat gezeigt, dass Kinder und Enkel von Überlebenden vielfach pazifistische Haltungen entwickelt haben.« Daraus zieht die Traumaforscherin einen hoffnungsvollen Schluss: Die Auseinandersetzung mit dem Grauen könne das Bewusstsein für die Kostbarkeit unseres zivilen Miteinanders stärken. »In dem Sinne können junge Deutsche heute eine wichtige und vor allem positive Rolle spielen.«

Das gilt auch für die Enkelinnen und Enkel der Kriegskinder, die immer mehr Machtpositionen einnehmen. »Das ist die erste Generation in der deutschen Geschichte, die nicht kriegsgeprägt ist«, sagt Udo Baer. Darin liege eine Chance. »Auch weil diese Generation an der deutschen Geschichte gelernt hat, wie sehr traumatische Erlebnisse das ganze Leben prägen können, kann sie sich empathisch zeigen gegenüber dem Leid eines Krieges.« Im Fall von Tochter und Vater Wilms bedeutet das: Sie hört ihrem Vater zu, wenn er reden möchte, und beruhigt ihn, wenn die Bedrückung übermächtig zu werden droht. Im Geschichtsunterricht gibt Ruth Wilms ihr Wissen über die Vergangenheit an Jüngere weiter. Und dann ist da noch der sechsjährige Sohn ihres Mannes, der so viele Fragen hat. Nachdem der Junge mit Heinz Wilms darüber gesprochen hatte, was der Opa als Kind erlebt hatte, fühlten sich beide ein bisschen besser. Der Junge ging in die Kita und malte mit den anderen Kindern eine Friedensfahne.

www.zeit.de/vorgelesen

Matthias Lore hat die Bücher »Das Erbe der Kriegsenkel« und »Das Opfer ist der neue Held« geschrieben.

Siehe *Feuilleton*, S. 54: Christine Lemke-Matweys Familie wurde aus dem Baltikum vertrieben. In diesen Tagen wühlt sie diese Vergangenheit ganz besonders auf

## »Elementare Bedrohung«

Der Chef des Desy über den künftigen Umgang mit russischen Wissenschaftlern

**DIE ZEIT:** Herr Dosch, Sie leiten das Deutsche Elektronen-Synchrotron Desy in Hamburg, eine der größten physikalischen Forschungseinrichtungen in Deutschland. Sie stoppen nun sämtliche Kooperationen mit russischen Forschungsinstituten. Wie geht es Ihnen mit dieser Entscheidung?

**Helmut Dosch:** Eine solche Sanktion ist für uns normal. Das Desy gibt es seit mehr als 60 Jahren, weltweite Kooperation ist Bestandteil unserer DNA. Selbst im Kalten Krieg erhielten wir die Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern jenseits des Eisernen Vorhangs aufrecht. Jetzt erleben wir eine elementare Bedrohung. Der Einmarsch Russlands in die Ukraine ist ein Angriff auf die europäische Friedensordnung. Da kann sich die Wissenschaft nicht mehr heraushalten.

**ZEIT:** Hat das Bundesforschungsministerium Sie zu diesem Schritt aufgefordert?

**Dosch:** Nein. Aber in so tiefgreifenden Entscheidungen stimmen wir uns eng ab. Das Direktorium steht zu 120 Prozent dahinter. Wichtig war uns, gegenüber dem Ministerium klarzustellen, dass die Maßnahmen die russische Führung treffen sollen und nicht unschuldige Einzeln.

**ZEIT:** Das wird sich nicht vermeiden lassen.

**Dosch:** Es tut mir in der Seele weh, zu wissen, dass die Maßnahmen auch Unschuldige treffen – friedliebende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Russland. Und natürlich leide ich darunter, Maßnahmen ergreifen zu müssen, die nicht dem entsprechen, was wir eigentlich wollen – eine weltweite Zusammenarbeit.

**ZEIT:** Wie reagiert die Belegschaft am Desy darauf, dass die jahrzehntelange vertrauensvolle Zusammenarbeit mit russischen Kollegen plötzlich verboten sein soll?

**Dosch:** Wir haben unseren Mitarbeitern erklärt, dass sich die Maßnahmen gegen russische Organisationen richten und nicht gegen die Wissenschaftler. Das ist wesentlich. Wir versuchen, die Kontakte zu ihnen, so gut es geht, über geheime Kanäle aufrechtzuerhalten. Das ist allerdings derzeit sehr gefährlich.

**ZEIT:** Werden Sie Wissenschaftler, die sich in Russland einer Bedrohung ausgesetzt sehen, nach Deutschland holen?

**Dosch:** Unbedingt. Wir bewegen uns da allerdings auf dünnem Eis. Aus unserer Erfahrung wissen wir jedoch, auf welchen Umwegen wir Kontakte zu bedrohten Forschern aufbauen können. Sobald uns ein Signal erreicht, helfen wir.

**ZEIT:** Erwarten Sie von russischen Wissenschaftlern, die am Desy arbeiten, sich von Putin zu distanzieren?

**Dosch:** Nein, wir machen keine Gesinnungsproben. Die russischen Kollegen haben von sich aus ein Konsumverbot ausgesprochen, das sich eindeutig und mit Klarnamen gegen diesen Krieg positionieren. Da wir neben rund 100 russischen Wissenschaftlern auch etwa 30 aus der Ukraine haben, achten wir natürlich darauf, dass es nicht zu einer Konfrontation kommt. Es reicht ja einer, der falsch gepöht ist, um in unser Land anzurücken. Aber bislang ist das nicht der Fall.

**ZEIT:** Wie laufen die Projekte am Desy weiter, die Russland mitfinanzieren?

**Dosch:** Wir hängen nicht an der Nabelschnur Putins, aber wir müssen uns mit möglichen finanziellen Konsequenzen auseinandersetzen. Russland ist etwa Mitgesellschafter beim Röntgenlaser XFEL. Es wird derzeit geprüft, welche legalen Möglichkeiten es gibt, die Beteiligung Russlands auszuhebeln. Es geht um völkerrechtliche Verträge, die schwer aufzulösen sind. Allerdings haben ich den Eindruck, dass alle dafür plädieren. Putin nicht den Erfolg zu gönnen, ein Großprojekt in Turbulenzen zu stützen.

**ZEIT:** Dürfen sich Ihre Wissenschaftler noch mit Kollegen in Russland austauschen?

**Dosch:** Wir haben unsere Mitarbeiter über die Gefahren aufgeklärt. Sie erhalten mit der gebotenen Vorsicht ihre Kontakte aufrecht. Aber der Austausch innerhalb der Kooperationsprojekte ist eingefroren. Und das hat Folgen: Wir müssen Projekte teilweise zeitlich verschieben oder andere Partner finden.

**ZEIT:** Wie haben die russischen Institute auf das Ende der Kooperationen reagiert?

**Dosch:** Für viele war es irritierend, schmerzhaft, unerwartet. Die Aussagen eines von Staschewski vom Moskauer Institut für Kernphysik haben mich schockiert.

**ZEIT:** Warum?

**Dosch:** Sie zeigten sich komplett auf Putins Linie. Dass Wissenschaftler einen Vernichtungskrieg bagatellisieren, ist unerhört. Das bedrückt uns, dass die Sanktionen angemessen sind. Meine Ehrendoktorwürde am Kurtschatow-Institut habe ich zurückgegeben.

Das Gespräch führten Katharina Menne und André Zuschlag